

Wie es den Sorgen erging.

Einmal wollt' ich hinaus in den grünen Wald,
Da zogen die Sorgen mit;
Bergebens gebot ich wohl zehnmal Halt,
Sie folgten mir Schritt für Schritt!

Doch als wir kamen wohl in den Busch,
Begann ein Geschäfter sogleich;
Die Vögelin riefen: „Ihr Sorgen, laßt,
Draus aus dem grünen Bereich!“

Das Gras erhob sich und hielt sie auf,
Ein Windstoß hauchte sie fort,
Die Bäume rauschten und schlugen drauf,
Sie flohen von Ort zu Ort.

Und rannten und stießen die Köpfe sich ein
Am Felsen riesig und rauh,
Zerschmolzen im lachenden Sonnenschein
Ertranken im dustrigen Tau.

„Da habt ihr's!“ rief ich, von ihrer Not
Befreit, in die Lüfte hinaus;
„Da seht ihr, was euch im Walde droht:
Ein andermal bleibt ihr zu Haus!“

Sultan Pflanzus.

Sonned.

Roman von Rudolf Eicho.

(Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

Siebentes Kapitel.

Die Hochzeitfeier der Gräfin von Wallis bestand sich, als die Jagdgesellschaft spät am Abend in das Schloß zurückkehrte, bereits wohlbehalten im Stall. Der Schutzherr des Grafen hatte sie heimgebracht mit dem Beweisen, das Pferd habe neben seinem Karren auf dem am Waldsaum belegenen Bruchfeld gestanden. Die Zotteldecke wäre sorgfältig über den Rücken des Thieres gebreitet gewesen. Der Graf sprach den Verdacht aus, daß der Schutzherr das Pferd aus der Hand Othmars empfangen habe und daß seine Dienerleute wie die Dorfbewohner des freien Willkür in seinem frevelhaften Treiben unterstützen. Diese Behauptung des Wirtstranen stimmte die Gräfin nachdenklich, und als sich die Gäste nach der Abendstunde zurückzogen und der Graf ihr eine „Gate Nacher“ bot, stellte sie die Fregade: „Wie mag es wohl kommen, daß der wilde Othmar soviel Sympathie in Rabwölfer findet und wir so wenig?“

„Ach, Du liebe Unschuld!“ antwortete der Graf spöttisch und lachte. „Weil das Gefindel in ihm den künftigen Herr von Sonned sieht und auf dessen Dankbarkeit rechnet. In dieser besten der Weisen wohnt eine Hand die andere, und wer Dir einen Liebesdienst auf Kredit erweist, rechnet auf Rückzahlung mit Wunderzinsen.“

Als an einem der nächsten Tage der erste Schnee fiel, unternahm der Graf mit Diensträumen und Spürhunden nach einem Streifzug durch die Forsten, um Othmars Aufenthaltsort ausfindig zu machen, aber trodener das ganze Felsengebiet und im Himmelsfahrl jedes Winkel des Gewandens sorgfältig abgegrüht wurde, gelang es nicht, des Räuberlings habhaft zu werden. Der Graf schickte zuletzt der Aufsicht seines Forstes Scharf bei, daß Othmar nach jener harnigen Verfolgung, die sich an die Sonnhag geschloßen, das weite Revier verlassen habe.

Am Morgen nach diesem Streifzug erhielt Graf vor Wallis eine Depeche, die ihn nach dem Verbleib rief. Dort war auf seinem Gutshof ein Teil der Wirtschaftsgüter niedergedrungen, seine Anwesenheit auf der Brandstätte daher dringend erforderlich. Er rüstete sich in aller Eile zur Fahrt und verließ noch am selben Tage in Begleitung seines Kammermeisters Sonned. Der Abschied der Gatten war still und flüchtig. Der Graf stellte es Maria frei, ob sie ihre Eltern besuchen oder im Schloß seine Rückkunft erwarten wolle. Diese gedachte sich gleich nach Marienhütte zu begeben, erhielt aber von dort brieflich die Mitteilung, daß sich ihr Bruder mit der Tochter eines sterreichischen Wosgrundbesizers verlobt habe und daß die Eltern mitsonnt ihren jüngsten Tochter nach Wien gereist seien, um die künftige Schwiegertochter und die Familienkassen zu lernen. Von Wien wollten die Monticellis sich dann zu längerem Aufenthalt nach Abbayia begeben.

Die junge Frau legte dem Brief ihrer Mutter in feiner Bestimmung aus der Hand und sagte sich: Das Schicksal lachert mich also gnadenlos dem Geipent großer Schicksale aus — der Langeweile. Sie fragte sich eben: Was beginnt ein Strohwinde in solcher Lage?, als ein Diener hertrat, um anzufragen, ob die gnädige Gräfin dem Pastor Ping eine kurz Unterredung bewilligen wolle. Die Gräfin nickte und Ping trat ein. Dieser war Frauen gegenüber schüchtern und unbeholfen. Er begrüßte die junge Schloßherrin mit einer eckigen Begrüßung und sagte dann in gepreßtem Tone: „Frau Gräfin, ich wolle Ihnen — eine Bitte vortragen.“

Die Blide der Angeredeten überflogen die lange Gestalt des Pastors, der mit stark gerötetem Gesicht und niedergeschlagenen Augen vor ihr stand. Sie erinnerte sich, daß ihr Gatte den Mann wiederholt als einen Tölpel bezeichnet hätte, der zwar einen Schulrad voll Kenntnisse, aber keine Erziehung besitze. Sie dachte sich, daß sie dem Ungelehrten zu Hilfe kommen müsse. Ihn freundlich die Hand haltend, lud sie ihn ein, neben ihr in einer Plauderdecke Platz zu nehmen, und sagte in ermunterndem Tone: „Sie kommen gewiß, um mein Hilfe für die Armen in Ihrer Gemeinde in Anspruch zu nehmen?“

Der Winter ist im Anzuge, da wird es viele Unterthanenbedürftige im Dorfe geben. Das Patronat legt meinem Gatten selbstverständlich die Verpflichtung auf, in allen Notfällen zu helfen, soweit seine Kräfte reichen. Er selbst ist nicht hier, allein ich bitte Sie, mich als seine Stellvertreterin zu betrachten und mir Ihre Wünsche anzuvertrauen.“

Jetzt blühte Ping die Schloßherrin treuhuldig und sagte tief unheimlich: „Ich danke Ihnen — danke herzlich! Ich habe es von dem armen Schmied erfahren, deren Gräuher beim Holzällen verunglückt ist, wie gern und großzügig Sie zu helfen bereit sind, darum fühlte ich mich auch ermuntert. Ihre Bereitstellung an Interesse eines armen Barfüßers in Anspruch zu nehmen, den das Schicksal bei der Geburt in eine Fülle des Mühs betrete und der zum letzten Stand herabgesunken ist.“

Die Gräfin blühte den Pastor starr an und erwiderte in treuem Tone: „Sie meinen Othmar von Sonned? Warum verhandeln Sie über diesen Gegenstand nicht mit dem Grafen? Sie Beide haben ja — so viel ich weiß — gemeinschaftlich die Vormundschaf übernommen.“

„Ja, das haben wir, allein der Herr Graf — hier flochte der Pastor und wurde verlegen — ließ mich nicht dazu kommen, die übernommene Verpflichtung auszuführen. Ich will mich nicht über Ihren Herrn Gemahl belagen — nein, das sei ferne von mir — allein unsere Charaktere sind so verschieden wie Feuer und Wasser, und wie diese beiden Elemente beim Auseinanderlagen ihre guten Eigenschaften verlieren so ergeht es uns. Der Erbe der Sonned's hatte bisher unter



Harriet Beecher-Stowe.
Zur Feier ihres 100. Geburtstages.

dieser Wegenschaft immer zu leiden und hat zwei Vorküper, denen die sterbende Frau von Sonned das Wohl ihres Knaben anvertraut hatte, fond er keinen. Der Herr Graf wies meine Rathschläge, wie meine Einwendungen barisch zurück und verweigerte nach seinem Guldünken über die Erziehung unferes Mündels. Ich war bisher schwach genug, dies, wenn auch mit schwerem Herzen geschehen zu lassen, aber nun, da die blühlichen Resultate verheerlicher Erziehungsexperimente klar am Tage liegen, da ein gut und edel veranlagtes Menschenkind auf dem Punkte steht, ein Verbrecher zu werden, drängt mich mein Gewissen, Schritte zu dessen Rettung zu thun. Eine Verständigung mit dem Herrn Grafen würde ich allein niemals erzielen, darum wende ich mich an Sie, gnädige Frau. Helfen Sie mir, einen jungen Menschen zu retten, der vielerprechende Anlagen besitzt und dessen Herz voll Güte ist.“

Die Gräfin sah den Prediger, dessen Bitte einen warmen, lebendigen Klang hatte, vernimmt an und erwiderte: „Sie sind der erste Mensch, der mir von Othmars Wille spricht. Ich habe nur seine wilde Leidenschaft und Bosheit kennen gelernt und muß fürchten, daß Sie sich für einen Unwürdigen verwenden.“

Ping fühlte eine leidenschaftliche Bewegung in seinem Innern und hätte entsetzt aufspringen mögen: So haben all' die Andern ihn verkannt oder gar verleumdert! — Er zwang jedoch diese Faltung nieder und jagte leise: „Ich kenne Othmar von der Wiege auf und darf Ihnen als Lehrer die ehrliche Versicherung geben, daß mir ein Knabe von gleicher Hochbegabung und gleich zartem Empfinden noch nicht vorgekommen ist. Freilich besitze er ein leidenschaftliches Herz und einen unbändigen Freiheitsdrang und das mag ihn wild und ercentric erscheinen lassen. Im Grunde ist er viel leichter zum Guten zu lenken als zum Bösen. Ach, wenn ich Ihnen dies doch durch Jüge auf seiner Kinderzeit erläutern dürfte!“

Die Gräfin lächelte über den frommen Eifer und bemerkte: „Bitte, sprechen Sie! Meine Vermögensführung erscheint mir vollkommenere, als die, daß ich einen guten Menschen verkannt habe.“

Und Pastor Ping fühlte so sehr alle Ecken schwinden, daß er sich sogar zur Galanterie erhob und mit einem warmen Blick auf die schöne Frau erwiderte: „Lassen Sie mich eine Bemerkung vorausschicken, meine liebe gnädige Frau Gräfin. Als ich Ihre Schwelle betrat, war in mir ein Füttern und Jagen, wie ich es nur als Kandidat vor meinen Brodepredigten empfinden habe. Jetzt fühle ich mich befreit und weiß schon im Voraus, daß wir uns verständigen und daß ich eine Verbindete in Ihnen finden werde.“

Ihre Anerkennung thate mir wohl, enthielte sie nicht einen Tadel für meinen Namen.“

Ping rief sich nachdenklich das Kinn und ging dann auf den scharfhaften Ton der Gräfin ein: „Sehen Sie, es ergeht mir mit Ihnen und dem Herrn Grafen, wie jenem Wanderer in der Fabel, dem Wind und Sonne seinen schwarzen Mantel entreißen wollten. Der Wind säumte während auf den Wanderer ein und versuchte es, ihm den Mantel von den Schultern zu zerren, aber je kräftiger der rauhe Geisel blies, desto dichter und fester hüllte sich der weiterrere Mann ein. Dann kam die rauhe Sonne und öröhlte ihn warm an und

nehe da, dem Mantelträger wurde es bald heiß und er trennte sich, das schwere und lästige Kleidungsstück ablegen zu können.“

Die Gräfin lachte hell auf. „Also ich bin die Sonne?“
„Und Ihre ausstrahlende Güte empfände ich als etwas Erwärmendes und Befreiendes. Doch nun zu unserm Schicksal!“ Ping war in der That warm und küh geworden und beorderte der mit wachsendem Interesse zuhörenden Gräfin eine Reihe von dröhligen Ansprüchen und Gesandnissen aus Othmars Kinderzeit, die theils erheiternd, theils rührend auf sie wirkten und ihr die Ueberzeugung beibrachten, daß der veröhlberte Barfüßer ein gut veranlagtes, vielversprechendes Kind gewesen sei. Als der Pastor nun auch Othmars hochbegabtes und muthiges Verhalten im letzten Schulerkreise zu Sillach erzählte hatte und dann zu dessen beim Hochgerichts und der Sonnhag verübten Unthaten übergehen wollte, unterbrach ihn die Gräfin mit dem häßigen Einwurf: „Es bedarf keiner Entschuldigung mehr. Ich sehe jetzt diese Straiche, die ich für den Auszug der Bosheit hielt, in einem andern Licht. Ich verstehe auch des armen Jungen Hay und möchte ihm für mein Leben gern beweisen, daß ich diesen so wenig verdiene, wie er meine Verantwortung. Aber die Frage ist nur, wie können wir des Bildlings habhaft werden. Graf Wallis und seine Forstleute sind der Ansicht, daß er die Gegend verlassen habe.“

„Ich aber lebe der feinen Ueberzeugung, daß er sich noch in der Felsenwildbahn beim Himmelsfahrl verborgen hält.“

„Worin schließen Sie das? Hat ihn jemand gesehen?“
„Nein, gesehen hat ihn Niemand, allein gestern war mein Gehülfsjog und da fand ich am Morgen auf der Thürschwelle in Papier gebüllt einen Strauß von Zedelpalmen, rothen Beeren und Tannenzweigen mit einem Zettel, auf dem die Worte standen: „Herzliche Glückwünsche von einem unnützen, aber nicht undankbaren Schüler.“ — Diese Gratulation kam von Othmar, ich kenne seine Schrift.“

„So aber mag er sich versteckt halten?“

„Ich vermüthe, daß die Waldliege ihn unterkriecht gewährt. Sie kennt die Forsten besser als irgend eine Menschenkerle. Sie liebt den Jungen wie eine Mutter und scheut für ihn kein Opfer.“

„Um diese Alte hat sich eine Legende gebildet. Ich bin begierig, sie kennen zu lernen.“

„Dazu kann Rath werden, Frau Gräfin. Boverst müssen wir sie bewegen, ihren Schülner heranzugeben.“

„Aber wenn sie ihn liebt — —“

„Bei diesem Gefühl gedenke ich meinen Operationsplan einzugehen. Ich will meine bescheidene Berediamieit aufwenden, um ihr klar zu machen, daß Othmar sich selbst verliert und zum Verbrecher herabsinkt, wenn er dies Leben eines Wilderers weiterführt.“

„Und Sie glauben, daß sie ihn ausliefert?“

„Nein, sie wird keinen Verrath an ihm begehen, aber sie wird ihn vielleicht bestimmen, sich unter meinen Schutz zu stellen.“

„Aun und wenn er sich zu einem Buhgang entschließt, was ich übrigens bezweifle, was soll dann mit ihm geschehen?“

„Dann —“ der Pastor ergriff mit einem lebendigen Blick die Hand der Gräfin und streichelte sie — „dann erhöhe ich unierlei: Erstens, daß es mir gelingen wird, den jungen Trostlopf zu einem Gang auf das Schloß zu bewegen, damit er jenen Herrn wemals um Vergebung bitte, und zweitens, daß Sie, gnädige Frau, den Herrn Grafen bestimmen werden, nachsicht zu üben und den Schuldigen mir zu übergeben.“

„Wie, Sie wollten seine Erziehung übernehmen?“

„Von Herzen gern, falls ich Ihre Unterstützung finde.“

„Welcher Art könnte diese sein?“

Der Pastor gericth in leise Verwirrung, dann aber fuhr er sich mit der Hand über die Stirne und sagte aufstöhnend:

„Sein Unterhalt mühte bestritten werden.“

Die Gräfin entgegnete in gütigen Tone: „Verfügen Sie über meine Kaffe. Genügen dreitausend Mark jährlich?“

„Ein Drittel dieser Summe genügt nicht nur, sondern gewährte unserm Schülner sogar Ueberflus. Fern würde ich die Kosten bestritten, allein die Dorigemeinde ist arm und ich erhalte von ihr nur knapp so viel, daß ich mich und meine alte Mutter ernähren kann.“

„Aber wie man mir sagte, geöhren Sie sehr oft Rathleidenden Hilfe.“

„Um das zu können, war ich als Lehrer in Sillach thätig. Auf diese Gnadequelle muß ich verzichten, sobald Othmar als Pflegeohn in mein Haus tritt, denn alle freie Zeit, die mir mein Amt als Seelsorger der Gemeinde läßt, möchte ich ihm widmen. Ach, ich denke es mir als eine herrliche Aufgabe, aus solch' einem veröhlbten Knaben einen edlen, hochsinigen und für die Menschheitsideale erglühenden Mann zu bilden. Darf ich auf Ihren Versuch zählen, Frau Gräfin?“

Maria blühte ihm in die aufleuchtenden Augen, reichte ihm beide Hände und antwortete: „Ja, das dürfen Sie — und nicht in diesem Falle allein. Erweihen Sie mir die Gung, mich an Ihren Liebeswerken theilnehmen zu lassen.“

„Ob ich das, ob ich das will!“ rief Ping und mißbrauchte die ihm dargebrachten Hände so schändde, daß die junge Frau Mühe hatte, einige Schmerzenslaute zu unterdrücken. „Sie entlassen mich mit so viel Glück und Dank im Herzen, daß ich eine recht große und gute That vollbringen möchte.“

Die Gräfin erhob sich und bemerkte lächelnd: „So beehren Sie sich, Othmar zur Reue und Pflicht zurückzuführen.“

„Das soll sofort geschehen! Und geben Sie Acht, auch er wird unter Ihren strahlenden Augen den Mantel fallen lassen — den Mantel des Hoffens und Trostes.“

Er wandte sich dem Forst zu, und als das Dorf erst hinter ihm lag, schlug er ein so hohes Marschtempo an, als gelte es einen Mannpreis zu erjagen. Eine Fluth von Gedanken und seltsamen Empfindungen mochte ihm durch Herz und Hirn und trieb ihn flüchtig vorwärts. Die Unterredung mit der jungen Gräfin hatte starke, nachhaltige Eindrücke auf seine für Frauenreiche nur wenig empfindliche Seele hervorgerufen. Es war weniger ihre Schönheit als ihre Güte, die ihn bestrickte. Und jetzt, da er durch den stillen Wald schritt, war es ihm, als habe er irgendwo ihr Bildniß bewundert — lange vor dieser dankwürdigen Unterhaltung. Er sann nach und da fiel ihm ein, daß sie mit Murrillos zum Himmel schwebender Madonna des Louvre Bekanntheit habe. Er stellte sie sich vor

wie sie vom Himmelstlicht umstrahlt, von Wolken aufwärts ge-
tragen werde. Und er sah das seltsame Leuchten in ihren Augen
als freue sie sich der Himmelsglorie. Diese Vorstellung weckt
eine Aenderung in ihm. Er sah plötzlich die Augen von Othmar
Mutter vor sich, wie bevor sie im Tode brachen. Die Freiheit
von Sonnen hatte, wie ihr Sohn, graublau Augen, deren
Scheitel sich im Nicht verdukelte. Nachdem sie auf den
Sterbelager von ihrem Kinde Abschied genommen, schimmerten
ihre Augen in feuchtem Glanze und es schien dem Pastor, der
schmerzhaft im dunkelsten Winkel des Sterbezimmers ge-
sessen, als eile ihr Blick, jehnsüchtig den Himmel sehend, den
Körper voraus. Die hellere Schloßherrin von Sonnen war
so ganz anders geartet als die jetzige und doch hatten beide
Einiges gemeinsam, jene eilt wendliche Pergendgüte, welche die
mensüchliche Form durchdringt wie mildes Sonnenlicht des
Winters.

Othmars Mutter hatte in des Pastors Gefühlsleben tie-
eingegriffen. Am letzten Kampfe mit Noth und Entbehrung
mühte sie sich durch das Leben schlagen, bis er die Flucht
zu haben erhielt. Weder als Hauslehrer noch als Hilfsprediger
konnte er daran denken, sich zu verheirathen, und als er end-
lich seinen eigenen Haushalt gründete, beherrschte ihn die
Sorge um seine Mutter. So war er ein alter Junggeheul
geworden, als ihn sein Amt zum ersten Male ins Schloß
führte. Und Othmars Mutter sah er in tiefer Schmerz.
Es war kurze Zeit nach dem Tode ihres Gatten und sie er-
schien ihm, wie eine Heilige. Er durfte ihr Trost spenden
durch Rathschlüssel nehmen an ihren Sorgen und an den stillen
Freunden, die ihr das Kind bereitete. Zum ersten Male erwachte
in seinem Innern ein beseligendes Gefühl, von dem er nicht
recht wußte, ob es Liebe oder schwärmerische Verehrung sei.
Während er noch beirret war, Klarheit darüber zu gewinnen
hatte ein kühnerer Mann ihr Herz und ihre Hand gewonnen.

Als ein Jahr nach zweifelhaftem Aufbruch im Hummelstall an-
langte, fand er die Waldläse rauchend am warmen Ofen sitzen.
Ihr zu Füßen lag Schwarz, der bei des Pastors Eintritt des
Kopf erhob und ein drohendes Knurren hören ließ. Der Ruf
des Pfarrers blieb ohne Erwiderung, und als er in dittenden
Tone die Frage an die Alte richtete, ob sie ihm nicht Othmar
Aufenthalts verrathen wolle, bewegte diese verneinend den Kopf
und schweig. Ein letzter sah ihr gegenüber und sprach nun in
eindrücklicher Weise über Othmars Zukunft. Er wisse, daß der
junge Bürsche sich noch in den Fesseln herumtreibe und daß
eben eines Verfalls führen. Er ahne auch, daß Waldläse
ihm einen Unterschlupf gewähre, weil sie den Sonnenkeil
als Tugend betrachten zu wissen glanze. Sie erweise aber Othmar
nicht Gutes, falls sie ihn in seinem Trost bestärke. Das Leben,
das der Junge jetzt führe, müsse seine Bewunderung und
unwilligen Muth zur Folge haben. Jetzt biete sich ein Rettungs-
weg, den die Güte der neuen Schloßherrin ihm erschließe. Er
bestehende sie, dem jungen Burschen ihre Liebe dadurch zu
betheiligen, daß sie ihn überredete, in sein Haus zu treten und
sich dem Grafen Waldo zu unterwerfen. Gräfin Maria würde
Othmar gewiß verzeihen und eine Verzeihung mit ihrem Gatten
beresichtigen.

Je eifriger Vinz aber sprach, desto härtere Folge that die
Alte auf ihrer Thronstube. Es schien, als wolle sie sich ganz
in Rauchwolken hüllen. Und noch ein anderes Unwohl und schwache
die Wirkung von des Pastors warwührender Beredsamkeit ab.
Der braune Jagdhund, welcher zwischen ihm und der Alte
lag, ließ von Zeit zu Zeit einen leuchtenden Husten hören, der
seinen Körper erschütterte und wie ein heftiger Protest gegen
des Redners Ausführungen klang. Als Vinz endlich mit der
Frage schloß: „Wollen Sie mir helfen, Othmar auf den rechten
Weg zu bringen?“ und Waldläse bittend die Hand entgegen-
streckte, löste nach einer Weile ein lautes rauhes „Nein!“ durch
die Rauchwolken.

Vinz erhob sich enttäuscht und entrüstet. „Sie laden durch
Ihre Verneinung eine schwere Verantwortung auf sich!“ rief er
während. Die Alte schweig und dies wieder eine Rauchwolke
über die weißen Lippen. Der Pastor schritt bis zur niederen
Einangststür. Hier wandte er sich noch einmal um und be-
merkte in tiefer Erregung: „Waldläse, wir beide haben den
unglücklichen Jungen lieb und wollen sein Bestes. Nach meiner
Ueberzeugung steht er gegenwärtig an einem Scheidewege.
Lebt er als Reue in mein Haus, so wird seine Buße gering
sein und ich habe es mir gelobt, ihn zu einem tüchtigen, hoch
geschätzten Menschen heranzubilden, der seinen Mitmenschen zur
Freude lebt.“

Ein höchliches Aufschreien der Alten unterbrach die ersten
Wahnung, und als Vinz sie verwundert anstarrte, erhob sie
sich, wackelte ihre Pfeife auf den Tisch, daß sie in Stücke ge-
brach, und rief im Tone tiefster Verachtung:

„Nun, die Mitmenschen! Wer sich mit welchem Herzen unter
sie mozt, dem geht's schlecht!“

„Nag sein“, bemerkte der Pastor nach kurzem Besinnen,
„allem es blühen auch Freuden auf schmerzigen Wege, die der Glimmer
vergebens erhebt. Es liegt schon in dem Bewußtsein, gut zu
sein und verdienstlich zu wirken, ein beseligendes Gefühl und
eine Abwehr gegen häßliche Angriffe. Wenn Sie Othmar in
Wahrheit lieben, so theilen Sie ihm meine Warnung und
meinen Vorbehalt mit und lassen Sie ihn dann selber wählen,
zwischen dem Schlupfwinkel im Hummelstall und dem Pfarr-
haus zu Habweiser. Wollen Sie das thun?“

Die Alte überlegte, senkte dann zustimmend den grauen Kopf
und wandte dem Pastor den Rücken zu. Dieser schaute ver-
kündet und enttäuscht nach dem Dorfe zurück.

Zehn Tage waren seit jeder Unterredung vergangen, ohne
daß Vinz ein Lebenszeichen von Othmar erhalten hätte. Als er
sich am nächsten Tage mit Gräfin Maria betrefft einer Weih-
nachtsbesprechung für arme Kinder besprach, fragte ihn die
junge Frau, ob er immer noch nichts von Othmar gehört habe.
Er mußte bekennen, daß seine Sendung gescheitert sei, und
daß er die Hoffnung aufgeben, den verlorenen Sohn je wieder
zu sehen. Als der Pastor gegen Abend, mit einer ansehnlichen
Summe für die armen Dorfknaben in der Tasche, das Schloß
verließ, wickelten Schmerzlunden durch die Luft. Auf der Terrasse
begegnete ihm der Vaadbrieffträger, der noch ein Schreiben für
die Schloßherrin abzugeben hatte.

Dies wurde in freudiger Erregung erbrochen, denn es kam
aus München vom Grafen von Waldo. Die junge Frau erwartete
die Anzeige von der bevorstehenden Rückkehr ihres Gatten, fand
aber statt dessen die Nachricht, daß es dem Grafen zu seinem
tiefen Bedauern unmöglich wäre, vor Mitte Januar nach Sonnen
zurückzukehren, weil er wichtige Verhandlungen mit einer Ver-
sicherungsgesellschaft und einem Bankinstitut zu führen habe und
ihm die Aussicht auf eine angenehme Stellung im diplomatischen
Dienst eröffnet worden sei.

Die Weibspinnerei den Brief in tiefen Noth. Zum
ersten Male in ihrem Leben sollte sie die Weibspinnerei allein
in fremder Umgebung verbringen! Es war ihr durchaus nicht
einleuchtend, daß in München des Grafen Anwesenheit so dringend
erforderlich sei, um eine geschäftliche Angelegenheit zu ordnen,
die jeder Rechtsamkeit miderstrebend ebenso prompt hätte in's
Reine bringen können. Was aber des Grafen erneute Be-
mühungen um eine glänzende Stellung in der Gesellschaft betraf,
so fand sie diese geradezu verächtlich.

Um ihrer Erregung Herr zu werden, kühlte sie sich Gräfin Maria
in ihren Pelzmantel und ließ trotz des Schneegewitters in den
Park. Hier in den einsamen dunklen Alleen machte sie ihrem
Wehgefühl in Thränen und Klagen Luft. Als sie aber nach
einer Weile bemerkte, daß die Nacht völlig hereingebrachen war
und die alten Alleen im Winde schwiegen, kam ein Grauen über
sie. Sie glaubte leise Schritte bald hinter, bald neben sich zu
hören und plötzlich stand Othmars Bild vor ihr, wie er lebend,
zerstört und leuchtend als ein Verfolgter aus den Büschen brach.
Wie, wenn dieser Verzeihende ihr jetzt gegenüberstehe, um
Rache zu nehmen? Bei diesem Gedanken schloß sie sich minuten-
lang wie gelähmt, dann räumte sie in das Schloß zurück und
befahl dem Diener und der Joste, die ihr in der Halle den
beschnittenen Mantel und die Pelzmütze abzunehmen, rasch das
Kostzimmer zu verlassen.

Als sie sich vor ihrem Flügel niederließ, spürte sie, daß ihre
geringe Erregung einer tieferen Stimmung gewichen war.
Sie sah sich um auf dem Flügel liegenden Wiederholte auf
und ihr Blick fiel auf Gräfin's „O verflucht, o verflucht Dein Leid,
mein Kind, in die See, in die tiefe See!“ — Sie sang das
Lied, um die auf ihrer Seele losenden Schatten zu zerstreuen,
mit Schwermuth und energischer Stimmungsführung und es war ihr,
als verjagten die dem Flügel und ihrer Kehle entströmenden
Töne jene unheimlichen Spukgestalten, von denen sie sich im
einsamen Park unruhig glaubte. Als sie genadelt, sprang sie
auf und trat zum Fenster hin. Mit der wehmüthigen Stimmung
im Herzen schaute sie eine Weile zum dunklen Nachthimmel auf.
Plötzlich erschraf sie bestig, denn von der linken Seite die einen
ihrer Arme gleich einem kalten Arm zum Fenster herbeizog, glitt
sodann eine mensüchliche Gestalt herab. Ein Paupier hatte den
Brauch erkannt und verknüpft auf dem Fensterbrett einen
Sitzpunkt gefunden. Als sich Gräfin Maria vom fahlen Scheid
erholt hatte, blühte sie noch einmal hinaus und erkannte die
schattenhafte Figur eines Menschen, der an der Portallaterne
vorüber in's Dunkel lugte. Sie machte sofort an Othmar
denken und räthelste: „Warum verfolgt er die Schuldlose? Der
arme Teufel muß glauben, daß ich hier alle Wunden des
Paradieses genesigt. Na, wenn er wüßte, wie fernlos mein
Leben!“

Sie brach mit einem tiefen Seufzer ab und wandte sich
wieder dem Flügel zu um in Beethoven's Nachdichten-Sonate
Zerstreuung und Trost zu suchen.

Fortsetzung folgt.

Allerlei.

Das Luftschiff als Standesamt.

Der zweite
Internationale Kongreß zur Ausarbeitung eines
allgemeinen Luftrecht, der vor kurzem in Genf
tagte, hat in der That an alles gedacht und in
seiner Schlussfassung dem die Beurkundung des Per-
sonenstandes regelnden Paragraphen die folgende
redaktionelle Fassung gegeben: „Falls während
einer Luftreise an Bord des Luftfahrzeuges eine
Geburt oder ein Todesfall erfolgt, so ist der
Luftschiffahrer gehalten, die betreffende Beurkund-
ung im Bordjournal vorzunehmen. An der
ersten Landungsstelle des Luftschiffes hat der Füh-
rer eine Abschrift des standesamtlichen Aktes zu
deponieren und zwar, wenn die Landung auf dem
Heimatboden des Luftschiffes erfolgt, bei der zu-
ständigen Behörde, und, wenn die Landungsstelle
im Ausland liegt, bei dem Konsul des Landes,
dem das Luftschiff angehört. Sollte sich im Orte,
wo die Landung erfolgt, kein Konsul befinden, so
ist die Abschrift des Geburtsaktes von dem Pi-
loten dem nächsten Konsulat des Landes, in dem
das Luftschiff beheimatet ist, fr. vermittels ein-
geschriebenen Briefes zu übersenden.“ Mann
kann also glücklicherweise jetzt im Luftschiff oder
was wohl kaum eintreten wird — im Flugapparat
geboren werden, und immer wird man sicher sein,
daß der Staat bzw. das Standesamt davon rich-
tige Kunde erhält.

Kind vor dem Tranaktor.

Aus Amerika
wird eine nicht alltägliche Geschichte berichtet. In
Newport stellte ein Professor die Behauptung auf,
daß die Jahre eines Menschen wenig mit dessen
Reife zu thun hätten. Milton Hahn, ein 15jäh-
riger Schüler, hörte davon. Flugs nahm er ein
Liebchen, eine 14jährige Schülerin, bei der Hand
und brannte mit dem Mädchen durch, ließ sich
in Boston trauen und dann ging auf die Hoch-
zeitreise, für die das seltsame Mädchen 4000 Mk.
mitgenommen hatte. Die junge Ehefrau ist üb-
rigens auf ihren „Mann“ sehr stolz, denn trotz
seiner Jugend ist er fast 6 Fuß hoch und wiegt
190 Pfund.

Vor freudiger Erregung über einen gelun- genen Flug ihres Sohnes auf einem selbstkonstru- ierten Aeroplan stürzte in Lambeck an der Unter- terelbe die Mutter des Aviatikers vom Boden ab, von welchem aus sie den Flug ihres Sohnes ver- folgte, und starb alsbald.

Ein armenischer Gulenpiegel.

Von einem
Mann namens Rofr-Ed-din, der in 14. Jahrhun-
dert gelebt haben soll und seines Zeichens Kollab
Briester oder Hodja Lehrer war, erzählt man
sich in Armeenien allerlei Geschichten, die Bas-
cal Othman (Armenisch) in einem Büchlein „Ar-
menische Finken“ (Verlag Karl Konagen, Wien) ge-
sammelt hat. Ein paar Proben von dem Bish die-

ses armenischen Gulenpiegels mögen hier folgen.
Einst kam ein Derwisch zu Rofr-Ed-din und
unterhielt ihn durch vieles Sprechen. Dies ge-
fiel dem Hodja sehr; deshalb sagte er:

„Komm morgen zu mir, du bekommst zehn Ru-
bel.“

Soll Freude ging am nächsten Tag der Der-
wisch frühzeitig zum Hodja.

„Was willst du?“ fragte dieser.
„Ich bin gekommen, um die versprochenen zehn
Rubel zu erhalten.“ antwortete der Derwisch.

„Warum habe ich es dir versprochen?“

„Weil ich dich gestern unterhielt.“

„Du hast mit meinem Gespräch Vergnügen
verursacht und ich dir mit meinem Versprechen
Gins für's andere.“

Zwei Kläger kamen zu Hodja und baten um
seinen Richterspruch. Der eine begann:

„Der Hiel dieses Rannes kam in meinen Gar-
ten, den ich im Schweiße meines Angesichts ge-
pfllegt hatte; sag' gibt's denn da keine Gerech-
tigkeit?“

„Rein Bart ist Zeuge, daß es eine gibt; du
sichst richtig.“

„Was kann der Hieltreiber dafür,“ entjul-
digte sich der Angeklagte, „der Flügel war zer-
rissen, es ist eben ein Tier, im Garten ist grünes
Gras, wärest du an seiner Stelle nicht auch hin-
gegangen und hättest gegessen?“

„Ja, du hast auch recht — ich hätte auch ge-
essen.“ antwortete der Hodja.

„So geht's doch nicht, Mann.“ mischte sich seine
Frau ins Gespräch, „von den beiden muß doch
einer recht haben, und du gibst beiden recht;
man entscheidet nicht auf diese Weise.“

„Mein Gott ist mein Zeuge, auch du hast nicht
unrecht.“ jagte Hodja.

Auf dem Wege zur Stadt verendete Kollab's
Hiel. Er setzte sich neben ihn und begann zu weinen.

„Weine nicht, Gott wird dir einen besseren
Hiel geben.“ sagte ein Vorübergehender.

„Ich danke, lieber Bruder, ich kenne den Cha-
rakter Gottes besser als du. Unter fünfzehn Ru-
bel gibt er keinen besseren Hiel.“

Der kurierete Selbstmörder.

Es wird berichtet:
Am letzten Sonntag war im Dorfschen Schäfer-
fest. Es ging hoch her; aber ein Gewitter ließ die
Festteilnehmer nicht im Freien verweilen und
zwang sie, den „Koten Ochsen“ und das „Weise
Lamm“, die beiden Wirtskösten, aufzusuchen, in
deren Lokalitäten, die glücklicherweise friedlich bei-
einander liegen, bald ein mächtiger Andrang
herrschte. Trotzdem wurde bald einer der lustigsten
Bauernburtschen vermischt und da er sich weder im
„Koten Ochsen“ noch im „Weisen Lamm“ befand,
so machte man sich auf die Suche und fand
den Burschen an einem Kastanienbaum hängend,
mit einem Strick um den Hals. Er wurde natürlich
sofort abgeschnitten und es glückte auch, ihn nach
wenigen Minuten wieder ins Leben zurückzurufen.
Noch ehe der junge Mann aber aufwachte, hatten
einige Zeugen bereits den Grund in Erfahrung ge-
bracht: Unglückliche Liebe! Daher glaubten alle,
der Unglückliche werde unangenehm berührt sein,
daß man ihn, ohne erst seine Einwilligung ab-
zuwarten, schnell noch einmal ins Diesseits zu-
rückgerufen hätte. Aber der rief nur die Augen
auf, schaute sich nicht sonderlich geistreich im Kreise
um und meinte schlichtlich: „Kinder! Ihr sollt
recht haben! Des Mädchens kann mir ein Buehl runter-
rutschen! Na es nächsteß Tag, wo der Birt a'sticht,
gäht auf meine Kofate!“ Und als ob nichts ge-
schehen wäre, trant man bis zum nächsten Morgen.

Die Leichenmusik als Luftbarkeit.

Der heilige
Bürokratismus hat es in letzter Zeit auf die Steuern
abgesehen, die besonders von kleineren Städten un-
ter allen möglichen Vorwänden erhoben werden.
Den Vogel abgeschossen hat aber, wie die „Infor-
mation“ zu berichten weiß, der Bürgermeister des
Städtchens Staffurt, das sonst durch seine Ab-
raumzüge im ganzen Deutschen Reiche eine ge-
wisse Berühmtheit besitzt. Die Stadt leidet aber
anscheinend an Geldmangel, und so ist die Ver-
waltung auf die merkwürdigsten Ideen verfallen,
um den Stadtsäckel zu bereichern. Das Leben ist
teuer genug, sagte sich da der Herr Bürgermeister,
soll denn das Sterben wirklich ganz gratis sein?
Und flugs erließ er eine Verordnung, nach der
Leichenbegängnisse in Staffurt als Luftbarkeiten
anzusehen und als solche mit Steuern zu belegen
sind. Dieses Dokument, das verdient, der Nach-
welt erhalten zu werden, sieht folgendermaßen aus:
„Fünf Mark.

Genehmigung zur Veranstaltung einer Luftbarkeit.

Die Witwe Lichtke von hier erhält hiermit die
Genehmigung zur Leichenmusik am 5. ds.
Mts. nachmittags um drei Uhr, durch die Wack-
tel, Rosmarin, Prinzen, Brücken, Stein, Fär-
sten- und Haldingerstraße bis zur Stadtgrenze“.

Leider wird nicht gesagt, ob sich der Mann
der Witwe Lichtke, der sich das Vergnügen leistete
zu sterben, über diese Verordnung des Finanzgenies
von Staffurt im Grabe umgedreht hat.

Ein Frühlings-Sonntag

— Erinnerungen aus meinem Dienstbotenleben —
Von Margarete Messerer

Eine ganze lange Reihe von Wochen und Monaten waren seit dem Tag vergangen, an dem ich mein Elternhaus, weit, weit draußen in der Ginde verlassen hatte. Beinahe zwei Jahre hatte ich nun ausgehalten in der Stadt, in meiner ersten Stelle, in diesem alten, großen, düsternen Haus, in den halbdunkeln Zimmern, deren Fenster stets mit schweren Vorhängen verhängt waren, und in die das ganze Jahr kaum ein Sonnenstrahl fiel. O Gott! Wie diese Menschen hier leben konnten, jahraus, jahrein ohne Sonnenschein und Licht! Diese Frage hatte ich mir zu tausendmalen vorgelegt, in der ersten Zeit, als die Sehnsucht, das Heimweh in meiner Seele noch gewaltig groß war, daß ich gar oft Luth gehebt hätte, alles fortzuwerfen und davonzulassen.

Aber es dauerte gar nicht lange, und in meinem Innern war diese Sehnsucht geforben. Ich weiß es nicht: war es die dumpfe Luft in diesem Häusergrab, oder waren es die Stadtmenschen mit ihrer kalten Berechnung und ihrem Egoismus, die das Zustand gebracht hatten.

Was wird einem armen Dienstmädchen, das sich ein erstes, längeres gutes Zeugnis verdienen soll, das ihm die Worte zu einem menschenwürdigen Dasein öffnet, nicht alles aufgeburdet! Täglich, von früh fünf bis nachts 12 Uhr wurde ich von einer Arbeit zur andern gebedt. Man ließ mich kaum Zeit, einen Gedanken zu fassen. Mit der Zeit hatte ich aufgehört, Mensch zu sein. Bald war ich zu einem Arbeitstier erniedrigt, das stumpf u. willenlos seine Pflicht erfüllt.

Es hätte nicht mehr allzulange gedauert, und ich hätte mich zu jenen Menschen rechnen dürfen, die jahraus jahrein in dumpfen, düsternen Keller- und Parterreräumen arbeiten, wohnen, existieren. In deren Gein und Innerstes nie mehr ein Sonnenstrahl fällt. Die mit der Zeit unfähig geworden sind, einen höheren, reinen Gedanken zu fassen, in deren Seele die Sehnsucht, dieser Hölle der Menschheit, wie sie vor kurzem ein Dichter nannte, längst für immer geforben ist.

Von deren Seele nur mehr die niederen und niedrigsten Begierden Besitz ergreifen, die kein höheres Ziel kennen, als an der Menschheit und ihren höheren Gütern Rache zu nehmen dafür, daß ihnen, nach ihrer Ansicht, die menschliche Gesellschaft das genommen hat, auf das sie ebenso wie alle anderen Anspruch hatten: ein anständiges menschenwürdiges Dasein. Ich hätte vielleicht in der Verfassung, in der ich mich unter diesen furchtbaren Druck befand, mein Los bis zu einem völligen körperlichen Zusammenbruch getragen, wenn mich nicht ein gnäd'ger Schicksal davon befreit hätte.

Zum zweitenmal, während meines Aufenthalts in der Stadt, war der Frühling ins Land gekommen. Der April war zwar recht stürmisch gewesen; aber der Mai hatte eine Reihe schöner Tage gebracht. Wir hatten große Wäsche. An diesen beiden Tagen wurde ich früh um 2 Uhr geweckt und mußte arbeiten bis tief in die Nacht. Die Morgenfonne war gerade aufgegangen, als ich auf der Treppe, 6 Treppen hoch, auf dem Dach unseres Hauses die Wäsche zum Trocknen aufgehängt hatte. Todmüde lehnte ich mich an den nächsten Kamin.

Mein Blick schweifte über das unabsehbare Häusermeer, das trotz des klaren Himmels in einen schmutzgrauen Dunstschleier gehüllt war, in dem sich ringsum der Ausblick verlor. Ich fühlte den kühlen Morgenwind, der über die Dächer zog. Mein Blick fiel unwillkürlich auf einen lichten Gegenstand, ganz in meiner Nähe, der sich leise bewegte. Ach Gott! — Das war ja der Gipfel eines blühenden Baumes drüben im Kostergarten! Ich fühlte einen schmerzhaften Stich in meiner Brust. Also — — — draußen blühten nun auch die Bäume!

Plötzlich war es nicht mehr der blühende Baumgipfel, sondern vor mir sah ich ein kleines Meer von schneeigen Blüten, und dazwischen ein altes graues Dach, mein Elternhaus. Ich sah den alten, knorrigen Apfelbaum, dessen blühendste Äste bis zum Boden reichten. Ich fühlte den Frühlingswind und sah es, wie von den Kirchenglocken der reine Blütenstaub langsam wie weiße Englein zur Erde fiel. Und darüber spannte sich ein weiter, weiter, tiefblauer Himmel.

Wie im Traum hörte ich meinen Namen rufen. Das brachte mich in die Wirklichkeit zurück. Die Welt um mich hatte ich vergessen. Einen Blick konnte ich noch in die Himmelsrichtung, in der meine Heimat lag, dann ging ich hinunter.

An diesem Tag machte ich vieles verkehrt. Man fragte mich, ob ich krank sei? Ich bejahte! Man solle sich um ein anderes Mädchen umsehen, sagte ich. Ich könnte nicht mehr arbeiten. — Ich fühlte mich auch wirklich krank. Ich sah nicht, trank nicht und schlief nicht! Es war etwas über mich gekommen, wie ein schweres Fieber. Ich zitterte am ganzen Körper. Ich wußte nicht: war ich mit meiner Kraft zu Ende, oder war es nur die große, gewaltige Sehnsucht nach hinaus, nach dem Leben, die von meiner ganzen Seele Besitz ergriffen hatte, die nun stärker war als ich.

Ich fühlte nur: hier konnte ich nicht mehr weiterleben, ich müßte zugrunde gehen.

Es war zwei Tage später. Im Ofen stieg gerade wieder ein neuer Tag empor, als ich mit meinem gepackten Kofferchen auf die Straße trat. Ich ging zum Bahnhof. Der erste Frühzug war fast überfüllt. Mir erschien alles noch wie ein Traum. Sowie ich mir Mühe gab, klar zu denken, der dumpfe Druck in meinem Hirn wollte nicht weichen. Die Fenster des Wagens waren beständig belagert. Ich glaubte, in dieser Atmosphäre ersticken zu müssen. Keine Fahrt in meinem ganzen Leben erschien mir so endlos lang als diese. Endlich — kam die Erlösung. In meiner Hast hätte ich beinahe vergessen, den freundlichen Gruß einiger

Bekanntem am Bahnsteig zu erwiedern. Gleich hinter dem Bahnhof bog ich von der Straße ab und schlug den Weg über die Felder ein. Ich konnte keine Menschen sehen, ich hatte das Bedürfnis, allein zu sein.

Nach einer Weile blieb ich stehen und machte einige tiefe Atemzüge. Wie wohl diese kühlere, reine Morgenluft tat! Da und dort blinkte noch ein Tauropfen im Sonnenlicht, und im Dorfe riefen eben die Kirchenglocken das erste Zeichen zum Gottesdienst.

Es war Sonntag. Ein Maienfonntag hell und klar, voll Duft und Blüte, der als einer der größten Festtage im Buche meines Lebens steht.

Mit jedem Schritt, den ich durch diesen heiligen Sonntagstrieden ging, wuchs das Gefühl der Freude und des Glückes in meiner Brust. O! wie herrlich war doch diese Gotteswelt! Der Frühlingsfonnenchein lag so weich auf der Erde, die Kornfelder wogen im Winde, über mir in der blauen Luft jubilierten die Vögel, überall sangen die Vögel; wohin mein Auge blickte, überall Blumen, Blüten, Schönheit und Leben. Eine feierliche, heilige Stimmung kam über mich. Das war ein Sonntag für die Seele! Mit einem Gebet ohne Worte auf den Lippen und einem heißen Dank im Herzen schritt ich weiter; und fühlte zum erstenmal seit langem wieder das Walten einer gütigen Gottheit über der segneten Erde.

Als ich den Steg betrat, der über den Mühlbach führt, sah ich weiter unten eine Gestalt über die Brücke gehen. Das war mein Vater. Ich wollte ihn anrufen, aber verworf sofort den Gedanken wieder. Er ging zur Kirche. Ich glaube, er ist in seinem Leben nie zu spät gekommen. Wäre er es an diesem Tage, so hätte ich ihm ein gut Teil der Freude des Wiedersehens verdorben. So unterließ ich es.

Meine Geschwister waren gewiß alle in der Kirche. Und Mutter war wohl allein zu Hause. Mein Elternhaus wollte ich von ihr ungesehen erreichen. Ich bog somit vom Fahrweg ab und ging durchs kleine Wäldchen. Ach! hier standen sie alle noch die guten alten Bekannten. Die schlanken Tannen und Fichten, die Eichen und Buchen, das liebe alte Haus und Heidelbeerfräucher blühten im bunten Durcheinander, und ganz kleine Flecken Sonnenlicht tanzten und sprangen auf dem zartgrünen Grunde, wie goldene, hüpfende Engelchen. Alles war genau wie immer. Nur die Baumjungen in der Richtung schien ein gutes Stückchen höher geworden zu sein und brachte mir zum Bewußtsein, daß ich ihr nicht erst gestern Lebenswohl gesagt hatte.

Bald hatte ich das Wäldchen im Rücken und in wenigen Minuten war mein Elternhaus erreicht.

Da lag es nun vor mir, das Ziel meiner heißen Sehnsucht! Aus dem Kamin stieg ein feiner Rauch. Die Mutter wartete ihres Amtes. Vom Hause sah ich nicht viel. Es lag halb verdeckt in Millionen Blüten. Ich blieb stehen. Meinen Herzschlag fühlte ich bis zum Halse herauf. Nun schlich ich lautlos am Zaun entlang. Die Gartentür stand offen; ich trat ein. Da waren sie alle wieder, die ich geliebt von Kindheit an. Alle die kleinen und großen Bäume, alle die Dinge, die mir lieb und teuer waren. Ein jedes Stämmchen trug sein Hochzeitskleid, alle waren sie um und um voll Blüte.

Da am Zaun standen die Kirschbäume, und leis und leicht fiel der reine Blütenstaub zur Erde. Und da, vor mir stand „Er“, der gute, alte Apfelbaum, und seine blütenreichen Zweige berührten schier den Boden. Mein Herz pochte in wilden Schlägen. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Plötzlich, einem inneren Antrieb folgend, schleuderte ich Hut und Koffer ins Gras, daß die Blüten auseinander stoben. Dann schlang ich beide Arme um den alten Apfelbaum und drückte meine Brust und heiße Stirne an seinen rauhen Stamm. Ich glaubte Leben in ihm zu verspüren, glaubte es in seinem Innern hämmern u. klopfen zu hören, aber es war wohl nur der Wiederhall meines eigenen wildpoehenden Herzens.

Nach einer Weile war es mir, als fühlte ich Blicke im Rücken. Ich fuhr herum. Vor der Bank am Hause stand die Mutter und sah schweigend auf mich. Ich rannte auf sie zu, und durch mein Angestium fiel sie nieder auf die Bank. Kein Wort, keinen Gruß, keinen Laut konnte ich über die Lippen bringen. Die Freude hatte mich die Sprache geraubt. Ob sie lächeln kann, die Freude? Ich glaube es! Ich hatte noch Mühe, zu atmen. In der Brust hatte ich ein Gefühl, als ob sie mir zerpringen wollte. Da — plötzlich stürzt ein heißer Tränenstrom über mein Gesicht. Ich fiel vor der Mutter auf die Knie, schlang die Arme um ihren Leib, barg den Kopf in ihren Schoß und schluchzte wild — und weinte. Weinte Tränen eines so unsagbaren Glückes, einer so unsagbaren Freude, die zu beschreiben es keine Worte gibt. Weich und sanft fuhr die Mutterhände dem großen Kind durchs Haar, wie früher. Ich fühlte, diese eine Stunde wog alles auf! All das Leid und Weh der letzten Zeit. Tausendfach! Als ich ruhiger geworden war, sah mir die Mutter mit einem feuchten Blick in die Augen und sagte: „Ja, mein Kind, am schönsten ist's halt doch daheim.“ Sie hatte recht.

Man sagt uns von einer ewigen Seligkeit. Ich glaube daran! Aber ich hätte nur den einen Wunsch: Ein solches Fleckchen Erde in den Himmel versetzt zu wissen, so voll von Duft und Blüte, so voll von Pracht und Schönheit. Der Frühlingswind möchte immer in den Zweigen seine heiligen Gotteslieder singen; und über all diesem wünsche ich einen weiten, tiefblauen Himmel und einen goldenen Sonnenschein. Und dort möchte ich leben — leben! mit einem solchen Gefühl des Geborgenseins und des heiligen Friedens in der Brust; und die Seele so voll von Freude und Glück, so voll von Wärme und Jubel. Das wäre Himmels-Seligkeit.

Witwen.

Auf Flügeln der Herzlichen Weisen . . . Der Kommandant der Torpedostation von Newport, Kapitän Williams, hat jetzt beim amerikanischen Marine-departement bittere Klagen darüber erhoben, daß ihm das Arbeiten seiner dienstlichen Apparate für drahtlose Telegraphie durch private Stationen in unverantwortlicher Weise erschwert wird. Die privaten Stationen für drahtlose Telegraphie in der Umgebung dieses von der eleganten und reichen Gesellschaft so sehr bevorzugten Badeortes sind nämlich derartig zahlreich geworden, und ihre Wellen föhren so oft die Kreise der Marine-Apparate, daß die Aufnahme von offiziellen Nachrichten und Befehlen für die amtliche Station beinahe unmöglich geworden ist. Die jungen Damen von Boston und anderen der Küste benachbarten Städten haben die elektrischen Wellen völlig in den Dienst Amor's gestellt, und die ganze Atmosphäre der Bay ist mit Liebeschwüren und Sehnsuchtsauszügen erfüllt. Die Herzlichen Wellen scheinen nur noch die Variationen hochklopfender von Liebe erfüllter Herzen wiederzugeben. Mitten in eine Depesche, die wichtige Befehle für ein Panzerschiff enthält, klingen plötzlich Worte inbrünstiger Zärtlichkeit herein, die durchaus nichts mit dem Marine-dienst zu tun haben. „Sweet heart Maggie“ beschwört ihren „darling Jack“, sich nicht länger den Vergnügungen der Jachtfahrt hinzugeben, sondern endlich in die Arme seiner schönen Maggie zurückzukehren, deren Herz „erschmilzt“, und deren Rippen „trocken sind, da sie so lange nicht geküßt wurden“. Kapitän Williams hat seinen Bericht an das Marineministerium noch den Wortlaut einer Anzahl anderer Liebesbotschaften beigelegt, die an Blut der Gefühle und an Dringlichkeit der Aufforderung die Seutler Maggies weit übertreffen.

Reizlicher Wassergenuss als Vorbeugung bei Krankheiten. Es gibt eine ganze Menge von Krankheiten, bei denen seitens der Ärzte eine zu große Flüssigkeitszufuhr, d. h. also in erster Linie Wassergenuss, verboten wird. Dem gegenüber stellt Dr. Stanowsky in der „Deutsch. Medizin. Wochenschrift“ fest, daß es eine ganze Reihe von Krankheiten gibt, deren Ursache auf zu spärliches Wassereintreten zurückzuführen ist. Gerade in den Fällen, in denen die Patienten sonst sagen nie, soweit sie sich erinnern konnten, Wasser getrunken hatten, liegen die allerschwersten und kompliziertesten Erkrankungen vor. So handelt es sich in der Hauptsache um besonders häufige Nervenschmerzen in den Weimen, den Armen, sowie im Gesicht und Hinterkopf, ferner um Gicht, Nierenschmerzen, Rheumatismus, manche sehr hartnäckige Pauerkrankungen, z. B. Furunkulose, sowie schließlich noch um schwere Arten von Melancholie, Neurasthenie, Gedächtnisschwäche, Schlaflosigkeit, Appetitlosigkeit, Sodbrennen, Stuhlverstopfung, Fettsucht usw. Die Beobachtung, daß eine sehr bald einsetzende Besserung und in nicht zu veralteten Fällen eine rasche Heilung eintrat, sobald die betreffenden Patienten anfangen, große Wassermengen dem Organismus einzuverleiben, dürfte für die Höchstwahrscheinlichkeit der erwähnten Krankheitsursache sprechen. Stanowsky steht auch auf dem Standpunkt, daß man bei Herzfehlern nicht immer die Flüssigkeitszufuhr einschränken soll, wenn nur die Ausscheidung in normaler Weise vor sich geht und sich nicht zu viel Flüssigkeit auf einmal im Kreislaufsystem ansammeln kann. Von diesen Voraussetzungen aus weist Stanowsky auf den Wert der Milch hin bei vielen schweren Krankheiten hin, und glaubt, daß der Milch neben ihrem hervorragenden Nährwert auch als Flüssigkeit an und für sich eine große Bedeutung zukommt. Ähnlich dürfte sich vielleicht bei Mineralkuren die Sache verhalten.

Zu unseren Bildern.

Harriet Beecher-Stowe,

die Verfasserin der berühmten Erzählung „Onkel Toms Hütte“, wurde vor hundert Jahren, am 14. Juni 1812, als Tochter des Theologen Loman Beecher zu Pittsfield (Connecticut) geboren. Sie war Lehrerin an der Schule, die ihre Schwester in Boston leitete, und heiratete später den Professor der Theologie Calvin C. Stowe. Im Winter 1851—1852 veröffentlichte sie in einer Zeitschrift ihren großen Roman, der die Lage der Neger in den Staaten der Union in den düstersten Farben schildert. Das Buch, das in alle Sprachen übersetzt wurde, hat ungeheures Aufsehen erregt und nicht wenig zur Befreiung der Negerklanen beigetragen. Die späteren Werke der Dichterin wurden ebenfalls viel gelesen, haben aber nicht die Bedeutung der Geschichte von „Onkel Toms Hütte“, die weniger wegen ihres künstlerischen Wertes als wegen ihrer gewaltigen Wirkung auf die Zeitgenossen zu den wichtigsten Romanen der Weltliteratur gezählt werden muß.

Verantwortlicher Redakteur: L. Paul, Altenfeld.
Druck und Verlag der W. Kleber'schen Buchdruckerei in Altenfeld.

Dr. Thompson's Seifenpulver

(Schutzmarke Schwann)

ist garantiert frei von Chlor, Wasserglas und sonstigen scharfen Bestandteilen, daher für die Wäsche

unschädlich

Neuweiler-Altensteig.

Hochzeits-Einladung.

Zur Feier unserer ehelichen Verbindung beehren wir uns, Verwandte, Freunde und Bekannte auf
Dienstag, den 11. Juni ds. J.
in den Gasthof zum „Grünen Baum“ in Altensteig
freundlichst einzuladen.

Martin Lörcher

Sohn des
M. Lörcher, Waldschütze
in Neuweiler.

Rickela Wöllper

Tochter des
Joh. Wöllper, Metzger
in Altensteig.

Kirchgang um 12 Uhr.

Wir bitten, dies statt jeder besonderen
Einladung entgegenzunehmen zu wollen.

Statt Karten.

Hornberg-Lengenloch.

Hochzeits-Einladung.

Zur Feier unserer ehelichen Verbindung beehren wir uns, Verwandte, Freunde und Bekannte auf
Donnerstag den 13. Juni ds. J.
in das Gasthaus zum „Hirsch“ in Hornberg
freundlichst einzuladen.

Jak. Fr. Kentschler

Bauer
in Hornberg.

Beronika Theurer

Tochter des
Joh. G. Theurer
Bauers in Lenggenloch.

Kirchgang um 11 Uhr in Hornberg.

Zimmerfeld.

Hochzeits-Einladung.

Zur Feier unserer ehelichen Verbindung beehren wir uns, Verwandte, Freunde und Bekannte auf
Donnerstag, den 13. Juni d. J.
in das Gasthaus zur „Sonne“ hier
freundlichst einzuladen.

Friedrich Kalmbach

Holzauer
Sohn des + M. Fr. Kalmbach
Holzhauers hier.

Philippine Kalmbach

Tochter des
Joh. G. Kalmbach
Gemeindepflegeres hier.

Kirchgang 11 Uhr.

Wir bitten, dies statt jeder besonderen
Einladung entgegenzunehmen zu wollen.

Zunweiler.

Wirtschafts-Gröfönung.

Zu der am
Sonntag, den 9. Juni
stattfindenden Wirtschaftsgröfönung mit

Mehlsuppe

bei gutem Stoff ladet höflichst ein

J. G. Hauser

z. Lamm.

Probieren Sie bitte



in Würfeln zu 10 Pfg. für 2-3 Teller ausgezeichnete Suppe.
Viele Sorten wie Rumford-, Reis-, Erbs-, Tapiokasuppe usw.
bieten reiche Abwechslung. Nur mit Wasser in kurzer Zeit
zubereiten. Stets zu haben bei **Paul Beck.**

Paul Beck in Altensteig

empfiehlt

zur bevorstehenden Bedarfszeit:

Heu- u. Dunggabeln

Schüttel- und Streugabeln

in nur erstklassigen deutschen Fabrikaten.

Echte Amerikaner Heu-
Schüttel- und Streugabeln

beste amerikanische Marke.



Gabelstiele, hölzerne Schüttelgabeln
Handschlepprechen, Heurechen



Sensen

in reichhaltiger Auswahl und anerkannt vorzüglichen Gußstahl-
Qualitäten mit Garantie.

Ausschlagsensen, Streusensen, Sichel,
Sensenwürbe, Sensenringe u. Kämpfe



Mailänder Spezial-
Wegsteine

beste Garantiemarke.

Dängelgeschirre
aus prima Gußstahl.

Heuzangen
Seilrollen



Infolge großen Einkaufs billigste Preise!

Modehaus G. D. Bernhardt **Frendenstadt**
Promenadenplatz 30
Fernsprecher 28

Kleiderstoffe, Konfektion, Wäsche, Weißwaren, Putzleinwand

Spezialität: Anfertigung komplett. Aussteuern

in jeder Preislage unter Garantie für tadellose Ausführung

Brant-Aussteuern -:- Kinder-Aussteuern -:- Baby-Wäsche

Betten, erstklassige Ausführung von M. 30.- bis M. 65.-.

Bettfedern, nur beste Qualitäten, in allen Preislagen. Eiserne Bettstellen.

Enormes Lager. -:- Billigste Preise. -:- Sonntags geschlossen.